



NEST

ESTHER EHRlich



ALADIN

NEST

NEST

ESTHER EHRlich

Aus dem Englischen von André Mumot

Für meinen Neal

ERSTER TEIL





KAPITEL EINS

Ich hätte auf dem Nachhauseweg von meinem Vogelbeobachtungsplatz in den Salzmarschen doch lieber die Abkürzung nehmen sollen. Dann hätte ich nämlich nicht an Joey Morell vorbeigemisst, der vor dem Haus seiner Eltern steht und Steine gegen den Telefonmast wirft, während langsam die Sonne untergeht. Ich versuche, an ihm vorbeizuschleichen, und schiebe mich so dicht an den Buscheichen auf unserer Straßenseite entlang, dass mir die Äste über die nackten Beine schrammen. Aber er sieht mich trotzdem.

»Hey«, sagt er mit einem Stein in der Hand und macht einen Schritt auf mich zu. Er hat kein T-Shirt an. Schon die ganze Woche ist es glühend heiß.

»Hey«, sage ich, als würde ich gar nicht darüber nachdenken, dass ich ein Mädchen bin und er ein Junge ist, der mir jeden Augenblick einen Stein an den Kopf knallen könnte. Schließlich kommt er aus einer Familie mit *einigen ernsthaften Problemen*, wie Dad sagt. Die Morells leben erst seit Anfang des Jahres gegenüber von uns auf der Salt Marsh Lane, aber das reicht schon, um zu wissen, dass seine beiden Brüder ziemlich krasse Typen sind. Und bei Joey weiß man auch nie wirklich, woran man ist.

»Wird schon ziemlich dunkel dafür, dass du hier noch so ganz allein in der Gegend rumspazierst«, sagt er, wirft den Stein in die Luft und fängt ihn mit einer Hand wieder auf.

»Ich weiß.«

»In Sommernächten kann Mädchen hier draußen so einiges passieren«, sagt Joey und lässt den Stein von einer Hand in die andere schnellen.

»Ich weiß.«

»Wo warst du denn?«, fragt er, als würde ihn das irgendwas angehen.

»Nirgends.«

»Und, wie war's da?«

»Wie überall sonst auch.«

Er schaut mich an, ganz ernst, und dann grinst er und lässt den Stein fallen.

Ich lächle nicht zurück, denn vielleicht trickst er mich ja bloß aus, was typisch wäre für Jungs, die krass drauf sind.

»Bist du gut?«, fragt er.

»Gut?«

»Du weißt schon, im Werfen. Wirfst du wie ein Mädchen?«

»Ich *bin* ein Mädchen.«

»Hier«, sagt Joey. Er hebt ein paar Steine vom Boden auf und gibt sie mir.

Ich rühre sie nicht an, renne aber auch nicht weg.

»Zeig mal, wie du wirfst«, sagt Joey. »Du musst ja nicht groß ausholen oder so.« Seine Stimme klingt jetzt sanfter, weshalb ich ihm einen winzigen Schritt näher komme. Sein blondes Haar sieht so trocken und strähnig aus wie das Nest einer Singammer. Ich kann mir genau vorstellen, was unsere Klassenlehrerin Mrs McHenry gesagt hätte, wenn er es jemals gewagt hätte, so zur Schule zu kommen: »Ein Kamm, junger Mann. Schon mal was von einem Kamm gehört?«

»Die dämlichen Mücken!«, sagt Joey und schlägt sich mit der

flachen Hand gegen die Wange. Er hat drei Stiche auf der Stirn und auch überall sonst jede Menge. Aber ich zähle sie lieber nicht. Sonst fragt er mich am Ende noch, warum ich ihn so anstarre. Als würde mich seine dürre, sonnengebräunte Brust interessieren. Die Stiche sehen aus wie dicke rote Punkte, er hat also gekratzt wie ein Wahnsinniger.

»Warum holst du dir nicht irgendein Spray gegen die Mücken?«, frage ich.

»Weil ich nicht reinkann.«

»Warum kannst du nicht rein?«

»Weil ich ausgesperrt bin.«

»Aber die Lichter brennen doch bei euch«, sage ich. »Da ist doch wer zu Hause.«

»Sie sind alle da«, sagt Joey. »Sie essen Nachtisch. Schokopudding. Aber ich bin ausgesperrt.« Ich würde Joey gern fragen, was er ausgefressen hat, aber andererseits will ich nicht, dass er sich noch mieser fühlt.

Er schmeißt einen Stein gegen den Telefonmast. *Bamm.*

»Du bist dran.«

Ich hebe einen Stein vom Boden auf und mache einige große Schritte, so dass ich viel näher am Mast dran bin als Joey. Zu nahe, um ihn nicht zu treffen.

Bamm.

»Nicht schlecht«, sagt Joey. Er stellt sich neben mich. Er riecht wie die Limetten, die Dad immer vor dem Abendessen aufschneidet und in seinen Gin Tonic tut.

Joey ist dran. *Bamm.*

Ich bin dran. *Bamm.*

Jetzt er. *Bamm.*

Jetzt ich. *Bamm.*

»Kacke«, sagt er.

»Kacke«, sage ich.

»Doppelkacke.«

»Dreifache Kacke.« Dad sagt, Fluchen sei ein *unangemessenes Verhalten* und von seinen Töchtern möchte er solche Worte nicht hören. Ich bin mir nicht sicher, ob *Kacke* schon als Fluchen durchgeht, aber zumindest gibt es jede Menge freundlichere Worte, das ist sicher.

Joey hebt eine ganze Handvoll Steine auf. Er wirft sie in die Luft und sie prasseln auf die Straße hinunter.

»Geht's deiner Mutter besser mit ihrem Bein?«, fragt er.

»Nicht wirklich.«

»Ist ja blöd.«

»Ja, das ist echt blöd.« Mein Herz klopft.

»Ich liebe Schokopudding«, sagt Joey.

Ich hebe noch mehr Steine auf und reiche sie Joey. Er schleudert sie ganz, ganz hoch, und wir springen blitzschnell zur Seite, damit wir sie nicht auf den Kopf bekommen.

»Wann lassen sie dich denn wieder rein?«

»Wenn sie aufgeessen haben«, sagt er und schlägt nach den Mücken, die um sein Gesicht herumschwirren.

»Soll ich dir was von unserem Insektenspray holen?«, frage ich.

»Nee.« Er bückt sich nach weiteren Steinen. Als er sich wieder aufrichtet, schaut er mich direkt an. Seine Augen sind graublau wie das Wasser in unserer Bucht an einem stürmischen Wintertag.

»Du erzählst das doch keinem ...«

»Keine Sorge«, sage ich

»Dann sieh mal lieber zu, dass du nach Hause kommst.«

»Ja.«

»Bis die Tage«, sagt Joey. Ich spüre, dass er mir nachschaut. Wie ein Licht, das mir in den Rücken scheint, während ich weggehe.

»Joey?« Ich bleibe stehen und drehe mich um.

»Was?«

Ich will ihn fragen, wann ihm das mit Moms linkem Bein aufgefallen ist. Er muss sie genau beobachtet haben.

»Nichts.«

»Wie du meinst, Milky Way.« Er schmeißt jetzt wieder mit Steinen. Das *Bamm, Bamm, Bamm* folgt mir, während ich die Straße überquere, die sechs Verandastufen bis zur Tür hinaufgeht und zu Hause bin.



Rachel und ich tanzen in unseren grünen Bikinis mitten auf der Salt Marsh Lane und singen lauter als der Regen, der auf uns herunterrauscht und wie mit Milliarden winziger Trommelschläge auf dem Asphalt prasselt. Endlich hat sich der Himmel aufgetan – es waren schon zu viele Gewächshaus-Tage, in denen es schwül und heiß und diesig war.

»Well, shake it up, baby now ...«

Wir singen so laut, dass uns auch Mom hören kann, obwohl sie in ihrem Stuhl auf der Veranda sitzt. Sie tanzt nicht mit, weil ihr Bein in letzter Zeit Probleme macht und sie es nicht schafft, die sechs Stufen herunterzukommen – vom Twist-Tanzen ganz zu schweigen. Sie tanzt nicht mit, aber ihr Lachen ist nicht zu überhören. Deshalb muss ich auch lachen und Rachel dreht so richtig auf, als hätte sie Grund zum Feiern, was eigentlich nicht der

Fall ist. Ich noch weniger, aber ich bin ja auch zwei Jahre jünger.

»Hey, Chirp«, sagt Rachel und verlangsamt ihr rhythmisches Schulterzucken. »Lass uns Mom was zeigen. Du weißt schon, oder?«

»Klar!«

»Cancan!«, rufen wir im Chor. Wir hören mit dem Twist auf. Der Cancan ist nicht gerade der coolste Tanz, den man 1972 tanzen kann, aber Mom liebt ihn. Ich lege meinen klitschnassen Arm um die ebenfalls nasse Taille meiner Schwester, und sie legt ihren Arm, der ganz warm ist, um meine. Und jetzt schmeißen wir die Beine in die Luft, so dass der kühle Regen davon abprallt und in die dampfende Luft fliegt. An Rachels sonnengebräunten und von Brombeerbüschen zerkratzen Beinen rinnt er in kleinen Strömen herunter. *Gute, kräftige Mädchenbeine*, wie Mom immer sagt. Und als wir sicher sind, dass Mom uns auch wirklich zuschaut, beginnen wir die umgedrehte Formation, machen kleine Schritte rückwärts, mit gestreckten Beinen, das Kinn erhoben, genau, wie sie es uns beigebracht hat. Bei unserem ganzen Beinherumwirbeln rutscht mir fast das Bikiniunterteil runter. Aber ich ziehe es rasch wieder hoch, in der Hoffnung, dass Mom es nicht bemerkt hat. Ich will uns nicht die Show kaputtmachen. Ich will nicht, dass Mom enttäuscht ist. Ich will genauso gut sein wie Mom damals, als sie noch an Wettbewerben in New York um den großen Preis getanzt hat. Vor allem aber will ich, dass Mom nicht aufhört zu lachen, *heee heee hee hee hee*, wie ein Vogel, den ich an seinem fröhlichen Gezwitscher jederzeit erkennen kann.

Wir machen uns fürs große Finale bereit. Ich gehe tief auf dem sandigen Boden neben der Straße in die Hocke, den Blick auf Rachel gerichtet, die immer noch mitten auf der Fahrbahn tanzt.

Dann muss ich durch die Pfützen schlittern und direkt in die Arme meiner Schwester springen. *Eins, zwei, drei*, und schon renne ich mit meinen Mädchenbeinen los. Sieht Mom, wie kräftig sie sind? *Leicht wie ein Lufthauch, biegsam wie eine Feder*. Ich stürme gerade auf Rachels Arme zu, als ein gewaltiger Blitz aufzuckt und ein dröhnender Donner ertönt. Die Buscheichen glühen kurz im Licht. »Whoaaaa!«, ruft Rachel und zuckt ängstlich zusammen. Sie fängt mich nicht auf, weshalb ich mit voller Wucht gegen sie knalle und wir beide zu Boden fallen. Mein Arm schrammt über den Asphalt. Ich hoffe nur, es blutet nicht. Mit meinem Ohr auf Rachels Brust kann ich ihr Herz klopfen hören.

»Alles okay?«, frage ich, aber ich weiß, dass es ihr gut geht. Wir sind hart im Nehmen, wie Mom immer sagt. Viel wichtiger ist, ob es Mom gut geht. Haben ihr der Blitz und der Donner Angst gemacht? Ist ihr das Lachen gleich wieder vergangen und muss ich jetzt lange darauf warten, bis ich es wieder höre? Ich hebe den Kopf von Rachels Brust und zwingen mich, durch den Regen zur Veranda hinüberzuschauen. Dad schwirrt um Mom herum. Sie schaut an ihm vorbei, versucht wohl, nach uns zu sehen, aber er steht im Weg. Ich wette, er redet mit seiner Psychotherapeutenstimme auf sie ein und erklärt ihr, was Sache ist. Er legt seinen Arm um ihre Schulter und führt sie hinein, als habe er Angst, sie könne sich verlaufen. Dabei hat sie schon in diesem Haus gelebt, bevor ich zur Welt gekommen bin.

»Keine Sorge! Alles in Ordnung!«, rufe ich ihnen nach, aber die Fliegengittertür ist bereits wieder zugefallen.

Nichts wie hoch! Wenn Joey und seine Brüder aus dem Fenster schauen und sehen, wie ich hier auf meiner Schwester liege, werden sie uns Lesbis nennen und versuchen, uns unter Wasser zu tauchen, wenn wir das nächste Mal im Heron Pond schwim-

men gehen. Aber wahrscheinlich machen sie das so oder so, weil wir Juden sind und sie nicht. Aber man muss ihnen ja nicht noch mehr Angriffsfläche liefern.

»Na, komm«, sagt Rachel, als ich von ihr runterrolle und ihr die Hand entgegenstrecke, damit sie aufstehen kann. Ich mustere meinen Arm. Kein Blut, bloß Regenwasser.

»Lass uns Mom fragen, wie ihr unser Tanz gefallen hat«, sage ich und schüttele mir die nassen Haare aus den Augen.

»Sie redet jetzt wahrscheinlich mit Dad«, sagt Rachel. »Wir sollten sie in Ruhe lassen.«

»Aber ich will wissen, ob ihr unser Cancan gefallen hat.«

»Dad hat uns doch beim Mittagessen gesagt, dass sie sich Sorgen machen wegen Moms Bein. Es tut ihr jetzt schon seit über einer Woche weh. Lass die beiden einfach.« Rachel geht auf die Verandastufen zu.

»Das hat er nicht gesagt.« Eigentlich hat er gesagt, sie seien im Augenblick *schrecklich eingespannt*, und das ist bestimmt ein Psychotherapeuten-Code für: *Geht uns ja nicht auf die Nerven*. Aber ich hasse es, zugeben zu müssen, dass Rachel Recht hat und ich Mom lieber zufriedenlassen sollte.

»Was hat er denn gesagt?«, fragt Rachel von der Treppe aus.

»*I'm singing in the rain!*«, schmettere ich und beachte sie gar nicht. Sie setzt sich auf Moms Stuhl auf der Veranda, während ich mit großen Schritten zur Straßenmitte tanze, als wäre ich Gene Kelly in dem Film und als gäbe es nichts, worüber ich mir Sorgen machen müsste, überhaupt gar nichts. Schließlich gibt es auf der ganzen Welt nur noch den Himmel, der voll ist mit dunklen Wolken, und diese dicken wunderschönen Regentropfen.



Mein liebster Vogel im August ist der Sterntaucher und meine liebste Zeit, die Sterntaucher zu beobachten, ist jetzt, wenn die ganze Familie noch schläft. Ich muss schnell sein, damit ich an Ort und Stelle bin, bevor Dad wach wird. Vier Tage in der Woche hat er schon ganz früh Patienten, es kann also gut sein, dass heute einer dieser Tage ist. Ich möchte nicht in seiner Haut stecken und mir schon so früh am Morgen die Probleme anderer Leute anhören und dazu nicken und immer *Aha – aha – aha* sagen, als hätte ich von allem Ahnung und würde alles verstehen.

Ich habe in meinem grünen Bikini geschlafen, ich muss also nur in die abgeschnittenen Jeans-Shorts schlüpfen. Mein Rucksack hängt fertig gepackt am Haken an meiner Tür: ausgerüstet mit dem Fernglas, das ich zum Geburtstag bekommen habe, dem Notizbuch, dem Stift und der kleinen Pfeife. Ich rutsche das Treppengeländer herunter, damit die Stufen nicht knarren. Frühstück ist wichtig, wenn man klar denken will. Aber wenn ich Sterntaucher beobachte, muss ich nicht klar denken, also kann ich mir das schenken. Außerdem gibt es einen Busch mit reifen Brombeeren auf dem Weg zu den Marschen. Für den Fall, dass irgendwer mitbekommen sollte, dass ich nicht da bin, hinterlasse ich einen Zettel, auf dem steht: »Bin bald wieder zurück. Hab Euch lieb, Chirp.«

Die Luft ist bereits schwer und warm, obwohl die Sonne erst ein dünner Strich aus Licht hinter den Pechkiefern und Busch-eichen ist und noch kein heißer, runder Ball, der mir über dem Kopf tanzt, wie es in ein paar Stunden der Fall sein wird. Auf dem Pfad hinter unserem Haus sehe ich die Abdrücke von Kaninchenpfoten im feuchten Sand, tauglänzende Spinnweben, Trauertauben, Meisen und zwei Stare, und dazu klingt mir das *Patsch, Patsch* meiner blauen Flipflops in den Ohren. Noch ra-

sen keine Lieferwagen über die Route 6. Letztes Jahr hat uns Mrs McHenry im Unterricht erklärt, dass *Harriet, die kleine Spionin* ihren Job so gut macht, weil sie aufmerksam beobachtet, und dass wir alle, solange wir jung sind, eine aufmerksame Beobachtungsgabe entwickeln sollten – also arbeite ich daran.

Wenn ich von der Buche aus so große Schritte wie möglich mache, brauche ich nur achtunddreißig bis zur Weggabelung, es sei denn, meine Beine sind seit letztem Donnerstag deutlich gewachsen. Diesmal versuche ich die ganze Strecke zu hüpfen, ohne zu zählen. Wer meine Spuren findet, wird glauben, ich hätte bloß ein Bein, wie Timmy Mahoney, der gerade verletzt aus Vietnam zurückgekommen ist und immer am Rathausplatz rumhängt, Zigaretten raucht und dessen eines Hosenbein sorgfältig zusammengefaltet und mit einer Sicherheitsnadel hochgesteckt ist. Aber wer sich den Boden sorgfältig ansieht – und genau das soll man ja tun –, wird sich fragen, warum es keine Spuren irgendwelcher Krücken gibt. Es wird ein Rätsel sein, das nur ein ganzes Ermittlungsteam mit Lupen und Spürhunden aufklären kann. Und wohin würde die Untersuchung führen? Bloß zu mir, zu einem Mädchen, das demnächst in die sechste Klasse kommt und auf einem Bein durch die Gegend hüpfet, um nach Sterntauchern Ausschau zu halten.

Sterntaucher können an Land nicht laufen, weil ihre Füße zu weit hinten am Körper sitzen, aber sie können sie dazu benutzen, sich auf ihrem Bauch voranzuschieben. Unter Wasser sieht das allerdings ganz anders aus: Da sind sie schnell und anmutig und machen lauter coole Sachen, tauchen zum Beispiel ganz tief hinab, um Fische zu fangen, und flattern mit den Flügeln, wenn sie beschleunigen. Als Dad Mom kennenlernte, hatte sie noch Angst vorm Wasser, denn sie ist in der Bronx aufgewachsen, wo

es keine Teiche oder Seen gibt. Es gibt wahrscheinlich Schwimmbäder, aber Moms Eltern waren zu arm und zu beschäftigt, um ihr das Schwimmen beizubringen. Sie waren nämlich Einwanderer aus Russland und sie haben sie sogar für zwei Jahre ins hebräische Waisenhaus gegeben, als sie noch ganz klein war, weil sie der Meinung waren, dass sie ein Kind nicht ernähren konnten. Dad ist aber ein sehr geduldiger Lehrer gewesen, und inzwischen schwimmt Mom ziemlich gut, selbst wenn sie gerade Schmerzen beim Gehen hat. Das haben wir gestern Morgen herausgefunden, als wir zusammen zum Heron Pond gefahren sind, um unser Experiment durchzuziehen.

Es war nicht viel los, denn die Gewitterwolken hatten die Sommertouristen verschreckt. Die schwimmen immer nur an Tagen mit blauem Himmel und die Tage ohne blauen Himmel überlassen sie Einheimischen wie uns und den Morells. Stattdessen gehen sie lieber Minigolf spielen oder essen Softeis bei Windee's Dairy Breeze.

»Bitte überanstreng dich nicht, Hannah«, sagte Dad, aber Mom ging bereits mit ihren langsamen Tänzerschritten und ihrem dunklen, eingedrehten Ballettdutt aufs Ufer zu.

»Na, geht doch«, sagte sie und war schon im Wasser, bevor Dad seine Ermahnungen beenden konnte. Sie tauchte bis zum Begrenzungstau auf der anderen Seite der flachen Stelle und begann, Bahnen zu schwimmen.

»Bravo!«, rief Dad vom Strand aus.

»Bravo!«, riefen Rachel und ich, aber Dad brachte uns zum Schweigen und sagte, dass es Mom lieber sei, keine Aufmerksamkeit zu erregen.

»Aber Dad«, sagte ich, »du hast doch eben selbst ...« Aber er hörte nicht zu und sprintete Mom entgegen, nur für den Fall,

dass sie doch wieder Probleme mit dem Bein bekommen sollte, wie so oft in letzter Zeit.

Rachel hatte ihr künstliches Lächeln aufgesetzt, sie war also sauer, wollte es aber nicht zugeben.

»Ich glaube, Mom hätte es bestimmt gern, wenn wir ihr zujubeln. Meinst du nicht, Rach?«, fragte ich. Ich stand nahe genug bei ihr, um ihr Limettenshampoo zu riechen und die Gänsehaut an ihren Armen zu sehen. Rachel schüttelte den Kopf, schaute mich aber nicht an, als hätte ich irgendwas Falsches getan.

»Los, Mom, los«, flüsterte ich und sprang mit überkreuzten Beinen in die Luft wie ein Cheerleader.

»Hör auf, Chirp«, sagte Rachel. »Du benimmst dich wie ein Kleinkind. Dad weiß viel besser, was Mom will, als du.« Dann verschränkte sie die Arme und schaute aufs Wasser hinaus, als wäre sie tief in Gedanken versunken. Ich stierte sie an, um sie dazu zu bringen, mich doch noch anzuschauen. Als ich an ihr die genaue Beobachtungsgabe ausprobierte, konnte ich ihr welliges Haar sehen, das keine Korkenzieherlocken hat wie meines, und feststellen, dass in ihren grünen Augen anders als bei mir keine Farbsprenkel sind. Sie hat Moms Augen, schöne dunkelbraune Augen – wie feuchte Erde.

»Na schön«, sagte ich, während sie mich immer noch ignorierte, und tauchte wie Mom ins Wasser. Ich glitt über den Grund, bis mir die Lungen brannten und ich wieder an die Oberfläche hinauf musste. Ich nehme an, dass ich etwa eine Minute durchgehalten hatte – genau so lange, wie auch meine Sterntaucher unter Wasser bleiben.

In Wahrheit habe ich bisher nur wenige zu Gesicht bekommen. Sie lassen sich nicht so leicht finden wie Kormorane und Silbermöwen. Im Lexikon steht, dass die Population der Stern-

taucher immer geringer wird, weil wir ihren Lebensraum mit Öl und Müll verschmutzen. Es wäre toll, wenn ich heute Glück hätte, aber das würde wohl bedeuten, dass ich stundenlang flach auf dem Bauch liegen und beobachten müsste, und mir knurrt schon der Magen, weil ich vergessen habe, mich an den Brombeerbüschen mit Proviant einzudecken. Der Hunger wird mich nicht umbringen, aber in der Sommerhitze ist es nicht unwahrscheinlich, dass man dehydriert. Deshalb sagt Dad auch, dass Rachel und ich immer unsere Feldflaschen füllen und mitnehmen müssen, wenn wir Familienwanderungen machen. Aber eigentlich sollte er uns gar nicht mehr daran erinnern müssen, schließlich ist Rachel schon in der Pubertät und ich bin auch nicht viel jünger.

Hier ist niemand, der mir irgendwelche Vorschriften macht, und das ist gut, genau wie dieser Platz unter der Pechkiefer gut ist, von dem man den perfekten Blick aufs Wasser hat, und mein Geburtstags-Fernglas, durch das das Glitzern auf der Oberfläche zu großen Explosionen aus Licht wird, und die Luft, die so salzig und warm ist. Ich öffne den Mund, wieder und wieder, und schlucke sie – so süß wie die Brombeeren ist sie nicht, aber fast genauso köstlich.



»Oh, oh«, sagt Mom und lässt ihre Hände um mein Gesicht herumflattern wie Schmetterlinge. »Du, mein Kind, bist das entzückendste Geschöpf in ganz Cape Cod, das hübscheste Mädchen an Land und auf dem Wasser.« Wir sitzen zusammen am Küchentisch und Mom hat meine Locken zu einem Dutt zusammengebunden und mir ihren lilafarbenen Seidenschal um den

Hals gelegt. Dad würde gar nichts davon halten, das eine Haarbürste auf dem Küchentisch liegt, aber Dad ist ja nicht da. Bloß ich und Mom. Bloß Mom und ich. Ich stelle *Herb Alpert & the Tijuana Brass* lauter.

Mom lächelt mich an. Ihr Bein tut heute schon viel weniger weh und sie glaubt, dass das furchtbare Monster, das sich daran festgebissen hat, nun vielleicht wieder loslässt. Als Dad heute Morgen zur Tür hinausgegangen ist, um in seine Praxis zu fahren, habe ich gehört, wie er zu Mom gesagt hat: »Versprich mir, dass du dich an deinem Abend mit Chirp ausruhest und ein Buch liest oder einfach ein Bad nimmst.« Aber jetzt streckt sie die Hand nach mir aus, beugte sich vor und schaukelt hin und her wie Dünengras im Wind.

»Na komm, mein Spatz«, sagt sie und tanzt vor mir herum. Sie stellt den Plattenspieler sogar noch lauter. Ich nehme ihre Hand und sie führt mich in die Mitte der Küche. Zuerst schließt sie die Augen und schaukelt einfach im Rhythmus vor und zurück. Ich mache es ihr nach, aber mit weit geöffneten Augen. Ich könnte Mom den ganzen Abend nur anschauen, wenn sie die Augen so fest geschlossen hat und mit ihrem ruhigen, wunderschönen Lächeln auf den Lippen tanzt. Ich mag, wie das wellige Haar an ihren Ohren vor und zurück schwingt, wie bei unserem Metronom. Ihr Hals ist lang und dünn, wie der Hals der Modigliani-Frauen in dem Buch, das wir im Kunstunterricht lesen. Sie trägt ihr kurzes, ärmelloses Kleid, das so grün ist wie die Lorbeerblätter, die sie in die Spaghetti-Soße wirft, und ihre Arme und Beine und sogar ihre Füße sehen stark aus – nicht wie bei einem Muskelpaket, eher wie bei Bildern von laufenden Tigern, die ich mal gesehen habe. Eine Trompete schmettert, und Mom schlägt die Augen weit auf. »Na, komm, Baby!« Jetzt lässt sie den Kopf

kreisen und die Schultern, so dass sie aussieht wie ein ziemlich durchgeknallter Vogel. Ich muss so sehr lachen, dass mir die Ohren heiß werden. »Zeig mir, was du draufhast!« Also mache ich meinen tiefsten Limbo und meine höchsten Sprünge, während Mom in die Hände klatscht. Sie fasst mich an der Taille und wir drehen uns in einem engen Kreis. Lavendel, Schweiß, Zitronen. Wir drehen uns, bis der Song zu Ende ist, und selbst dann lassen wir einander nicht los. Moms Herzschlag erfüllt meinen ganzen Körper und ich spüre ihren Atem als kühlen Luftstoß auf meinem Kopf.

»Du weißt, wie sehr ich das Tanzen geliebt habe, als ich in deinem Alter war, nicht wahr, Liebling?«, fragt Mom, stellt den Plattenspieler aus und setzt sich an den Tisch. Sie tanzt jeden Tag, trainiert in ihrem eigenen Studio oder probt mit der Saltwater Dance Brigade. Nur eben in letzter Zeit nicht, als es überhaupt nicht ging.

Ich nicke, hoffe aber, dass sie mir die Geschichte trotzdem erzählt.

»Als ich in der vierten Klasse war, ist eine Modern-Dance-Gruppe aus einer anderen Schule bei uns in der Aula aufgetreten. Ich hatte so etwas noch nie gesehen. All diese wunderhübschen, selbstbewussten Mädchen, die sich die Seele aus dem Leib tanzten. Das bin ich! Das bin ich!, habe ich im Stillen gedacht. Es war so aufregend, diesen Mädchen zuzuschauen, dass es mich kaum auf meinem Sitz gehalten hat.« Moms Finger tänzeln über die Tischplatte: *Tip, tip, tip.*

»Nach der Schule bin ich nach Hause gestürmt, wo meine Mutter gerade Zwiebeln geschnitten hat. Ist es nicht verrückt, dass ich mich daran noch erinnere – an das fleckige Schneidebrett, den Zwiebelhaufen, die Art, wie meine Mutter das große

Messer in der Hand gehalten hat?« Ich nicke, aber Mom erwartet eigentlich keine Antwort.

»Mama, hab ich zu ihr gesagt, ich bin eine Tänzerin! Sie hat nicht einmal aufgeschaut von ihren Zwiebeln. Nein, das bist du nicht, hat sie gesagt. Du bist bloß ein albernes kleines Mädchen, das von nichts eine Ahnung hat.

Mir kam's vor, als hätte sie mir eine Ohrfeige verpasst. Da hatte ich nun diese unfassbare Entdeckung gemacht und meine Mutter interessierte es nicht.

Mama, versuchte ich es erneut. Heute sind Tänzer in unserer Schule gewesen und sie haben eine tolle Show für uns gemacht und ...

Und weißt du, was sie zu mir gesagt hat? Sie hat gesagt: Ich nehme an, wenn du im Zirkus gewesen wärst, würdest du mir jetzt erzählen, du wärst ein Elefant. Jetzt geh und zieh dir deine Schulsachen aus und hol die Wäsche von der Leine.«

Mom schüttelt langsam den Kopf. Sie seufzt. »Meine Mutter war eine *Chalera*. Das ist Jiddisch und heißt: eine sehr schwierige Frau. Sie hat es mir wirklich nicht leicht gemacht.« Jetzt ist Mom ganz geistesabwesend und traurig. Sie spricht mit mir, aber ich weiß nicht, ob sie mich überhaupt wahrnimmt. Ich glaube, sie sieht die düstere alte Wohnung in der Bronx vor sich und ihre gemeine Mutter, von der ich nicht mal den Namen kenne, weil sie vor meiner Geburt gestorben ist. Vielleicht sieht sie auch die grauen Wände und Fußböden des Waisenhauses, in dem ihre Eltern sie abgeliefert haben, als sie gerade einmal drei Jahre alt war, und aus dem sie sie erst zwei Jahre später wieder abgeholt haben, ohne sich auch nur einmal zu entschuldigen. Sie musste in einer langen Schlange stehen und sich ihren Kopf nach Läusen absuchen lassen von einer Frau, die wahrscheinlich genauso

schrecklich war wie Miss Minchin in *Sara, die kleine Prinzessin*. Arme kleine Mom.

Ich berühre ihre Hand. Sie schaut erschrocken auf. »Mom«, sage ich, »erzähl mir trotzdem, wie du tanzen gelernt hast.«

»Ach, Schätzchen«, sagt sie. Ihre Stimme klingt jetzt anders. Erschöpft. »Du kennst die Geschichte schon. Ich habe heimlich Unterricht genommen. Mr Blumenstein aus der Synagoge hat die Stunden für mich bezahlt. Das weißt du doch alles schon.«

Ich hole die Platte aus der Stereoanlage und halte sie vorsichtig am Rand fest. Mom hält mir nicht einmal die Hülle auf.

»Mom?«

Zuerst reibt sie sich mit der Hand übers Gesicht. Dann sieht sie sich um. Dann reibt sie sich wieder das Gesicht. Es dauert ewig, bis sie die Hülle öffnet. Ich lasse die Platte hineingleiten. Vorne ist eine Frau abgebildet, deren Körper komplett mit Schlagsahne bedeckt ist, dazu hat sie noch einen großen Klecks auf dem Kopf. Mom und ich schauen sie lange an. Wir sind aufmerksame Beobachter.

Schließlich lächelt Mom. »Mmmm-mmm«, sagt sie. »Schlagsahne.«

»Mmmm-mmmm«, sage ich und lächele auch. Obwohl wir immer noch nur zu zweit sind, nur wir beide und sonst niemand, knipsen wir das Deckenlicht aus und das auf der Veranda an. Und dann sitzen wir zusammen im Wohnzimmer auf der goldenen Velourschouch im Halbdunkeln und sind mucksmäuschenstill.